



LOREM ESSE



Exerosto dolobor:

um dolorem euge feu facidunt ute feugiam ing er
senis del inisl doloborerSolutae pa plaborit, te

MEN KÜMPPEL, DER ISLAMIST

Eigentlich wollte sich unser Autor nach Damaskus durchschlagen. Daraus wurde nichts. Stattdessen verbrachte er zwei Wochen in einer **syrischen Islamisten-WG**.

TEXT MAX MUSTERMANN

FOTOS MAX MUSTERMANN



Exerosto dolobor:
um dolorem euge feu
facidunt ute feugiam ing
er senis del inisl dolob
orerEpe am quaero

A

mir weckt mich wie jeden Morgen mit der Frage, ob ich heute mit ihm sterben möchte. „Ich kann dich nach Damaskus bringen. Aber das überleben wir nicht. Dann gehen wir gemeinsam zu Allah, Du und ich, als Märtyrer“, sagt er mit einem freundlichen Grinsen, als gäbe es nichts Schöneres, als gerade möglichst schnell ins Gras zu beißen. „Nö, lass mal, Amir“, sage ich. Denn die Nacht war kurz. Im Fernsehen lief Dortmund gegen Malaga. Ich schüttelte meinen Kopf und den Schlaf und die Kälte aus meinen Gliedern. „Heute nicht!“

Ich will nach Damaskus, aber lebend. Amir, 22, kann nicht ruhig sitzen bleiben, will ständig etwas unternehmen. Einen Checkpoint der syrischen Armee angreifen, zum Beispiel. Oder einfach nur die Gegend auskundschaften. So wie heute. „Ich will dir etwas zeigen“, sagt er, „mach schon!“ Ein Ausflug? Warum nicht? Alles besser, als einen weiteren Tag auf meiner fleckigen Matratze wegzudämmern. Es ist ein kalter Aprilmorgen. Manche Bergkuppen schimmern noch weiß vom Schnee, aber die Sonne scheint und die Obstbäume tragen Blüten. Ein schöner Tag. Für einen Augenblick vergesse ich, dass hier seit zwei Jahren ein Bürgerkrieg mit bislang 80.000 Toten tobt. Und ein Ende ist nicht in Sicht.

Amir drückt noch schnell ein paar Patronen in das Magazin seiner Kalaschnikow, bevor er sich das Gewehr über die Schulter wirft und ins Auto springt. Zwei seiner Kumpels begleiten uns. Wir fahren einen Berg hinauf, immer höher, über Geröll und Schutt. Eisiger Wind bläst über die kahlen Hänge. „Schau, da hinten liegt der Flughafen von Damaskus. Den werden wir bald einnehmen“, sagt Amir und zeigt nach Süden in den Dunst. Ich gebe mir Mühe, kann aber nichts erkennen. In diesem Moment taucht ein Hubschrauber am Himmel auf.

Aber von Anfang an: Seit einer Woche hänge ich unweit des Städtchens Horsh Arab fest, 35 Kilometer nördlich von Damaskus. Um mich herum nur Felder, Obstplantagen und Berge. Ich teile mir das einzige Zimmer eines winzigen Gehöftes am Stadtrand mit fünf Islamisten der Freien Syrischen Armee (FSA). Drei von ihnen hießen Muhammad, was ich schön finde, da ich mir Namen schlecht merken kann. Außerdem wäre da noch Amir, mein Fahrer und Übersetzer, der den Bürgerkrieg mit einem Videospiel verwechselt, sowie Abu Ahmad, der Prediger, der den Koran auswendig kann und mich ständig zum Islam bekehren will. Kampferprobte Veteranen der Schlachten um Homs, Kusair und Hama.

Es ist oft von den Rebellen in Syrien die Rede, aber die Rebellen gibt es nicht. Es handelt sich um verschiedene, oft zerstrittene Gruppen, mit unterschiedlichen Zielen. In ihren Reihen: Säkulare, Studenten, Anwälte, Deserteure der syrischen Armee, Bauernsöhne. Der größte Teil von ihnen hat sich der FSA, der größten Oppositionsarmee, angeschlossen. Inzwischen übernehmen aber radikal-islamistische Rebellengruppen wie die al-Nusra-Front oder Ahrar al-Scham das Ruder. Eines haben alle gemeinsam: Sie wollen

Diktator Baschar al-Assad stürzen. Nur darüber, wie dieses Ziel erreicht werden und was danach kommen soll, sind sie sich nicht einig. Eine islamische Demokratie nach türkischem Vorbild? Oder ein islamistisches Kalifat mit dem Koran als Grundgesetz und der Scharia als Rechtsprechung?

Die Jungs mit denen ich hier gestrandet bin, gehören zur FSA, bezeichnen sich aber als Islamisten. Wie sie genau ticken? Ich bin dabei es zu lernen. Fest steht bislang: Keiner von ihnen ist älter als 25, aber jeder hat einen schwarzen Rauschebart und kurzgeschnittene Haare. Es sind nette Jungs, an sich. Keine geifernden, intoleranten Extremisten, die alles hassen, was gegen ihre Weltsicht geht. An Alkohol und Drogen, Nachtclubs und Sex nehmen sie aber natürlich Anstoß. Geschlechtsverkehr? Nur mit der Ehefrau, meint Abu Ahmad. Und da sie alle unverheiratet sind, gehen sie unbefleckt und unbefriedigt durchs Leben. Was vielleicht erklärt, warum sie ihre Kalaschnikows streicheln und liebkosieren, als hielten sie ein Mädchen im Arm.

Es war nicht leicht, in diese Gegend zu kommen. Hinter mir liegt eine abenteuerliche Odyssee, die mich von Beirut an die libanesisch-syrische Grenze führte, wo mich Verbindungsleute nach Syrien schleusten; illegal und ohne Visum. Mein Ziel: Die Vororte von Damaskus. Das Gravitationszentrum des Bürgerkrieges. Dort, wo sich die Rebellen eingegraben haben und einen verbissenen Stellungskrieg mit der syrischen Armee führen. So weit die Theorie. Denn als ich mich Damaskus näherte, ist die Armee gerade dabei, einen Ring um die Hauptstadt zu ziehen und die Verstecke der Rebellen ununterbrochen mit Artilleriebeschuss und Luftangriffen zu belegen. Fliegende Checkpoints blockieren die Zugangswege. Niemand kommt rein, niemand raus. Den Rebellen sind seit Tagen Flucht- und Nachschubwege abgeschnitten.

Mein Kontaktmann hatte mich gewarnt. Eine Einheit islamistischer Rebellen werde sich um mich kümmern und nach Damaskus bringen, Insch'allah. So Gott will. Aber ich solle mir

Exerosto dolobor:
um dolorem euge feu
facidunt ute feugiam ing
er senis del inisl dolob
orerEpe am quaero



»**Nos adiam Dignis ostr
ud tem Eraeseit nonse
Ame tue vei adiam**«

MAX MUSTER



keine Sorgen machen. „Das sind ganz nette Leute!“ Islamisten, also.

„Bist du Muslim?“, fragt mich einer der Muhammads bei unserer ersten Begegnung. stechenden Augen. Eigentlich ein guter Zeit- punkt für eine kleine Lüge, die man in diesem Teil der Welt auch als Selbstverteidigung interpretieren könnte. Denn ich bin Atheist, und nur eines ist für einen gläubigen Muslim verwerflicher, als den falschen Gott anzubeten: nämlich gar keinen. Ich schüttle also den Kopf. „Christ?“ Auch nicht. Seine Augen verengen sich zu Schlitzen und er tritt so nah an mich heran, dass ich seinen Atem spüren kann: „Etwa Jude?“ Mein Adamsapfel beginnt zu tanzen und ich krächze: „Keine Religion, kein Gott.“ Worauf alle erstaunt die Augen aufreißen, „al-hamdu li-lah“ rufen und in eine lautstarke Diskussion verfallen, die sich anhört, als würden sie besprechen, wie sie diesen Ungläubigen am besten ins Jenseits befördern könnten. Ich gehe vor die Tür und rauche zur Beruhigung eine Zigarette. Irgendwann gesellt sich Amir zu mir und pafft schweigend Rauchringe in den Nachthimmel. Meine Hände zittern ein bisschen. Drinnen im Zimmer wird das Ge- zaanke immer lauter und Amir, meine fragenden Blicke deutend, übersetzt: „Die streiten sich gerade, ob sie dir Hühnchen oder Lamm kochen sollen.“

Wann kann ich nach Damaskus, Amir? „Bukara, insch'allah“, antwortet Amir. Morgen, so Gott will. Aber das hat er schon gestern gesagt und vorgestern und an den Tagen davor. Noch immer werden die von den Rebellen genutzten Straßen und Schleichwege nach Damaskus vom Militär kontrolliert. Jeden Morgen deprimiert mich die Aussicht, wieder einen Tag in diesem Loch zu verbringen. Mit fünf Männern auf engstem Raum, die ständig beten oder ihre Gewehre streicheln. Strom gibt es nur ein paar Stunden am Tag, warmes Wasser gar nicht. Aber meine Islamisten-Kumpels kümmern sich rührend um mich, kochen zwei Mal am Tag, lassen mich mit ihren Gewehren auf Zielscheiben schießen, auf denen Präsident Assad abgebildet ist, und versuchen, mich

Exerosto dolobor:
um dolorem euge feu
facidunt ute feugiam ing
er senis del inisl dolob
orerEpe am quaero

zum Islam zu konvertieren.

In unserem Gemeinschaftszimmer gehen die Gäste ein und aus. Mal kommt eine Gruppe Kämpfer zum gemeinsamen Beten vorbei. Mal liefert ein Besucher eine Ladung aus dem Libanon geschmuggelter Gewehre und Munitionskisten ab. Einmal erscheint ein Mann mit einem Eselswagen, auf dem eine riesige Satellitenschüssel liegt, die unter viel Trara auf dem Dach des Gehöfts montiert wird. Das ist einerseits toll, weil es nun Internetzugang gibt, andererseits ist die in der Sonne glitzernde Parabolantenne aber auch ein leichtes Ziel für die Hubschrauber der syrischen Armee. Das scheint aber niemanden zu stören. Facebook und Skype bieten eine willkommene Abwechslung zu Beten und Waffenstreicheln. Täglich, pünktlich zum Abendessen, schaut Abdul vorbei, ein Polizist im Dienste der syrischen Regierung, der die

Rebellen mit Informationen versorgt. Eigentlich mag ich Besucher. Aber jeder von ihnen hat das dringende Bedürfnis, dem Deutschen seine Faszination für Adolf Hitler mitzuteilen: Adolf Hitler, strong man. Adolf Hitler, very good man. Ah, Germany! Adolf Hitler. Do you like Adolf Hitler?

Anfangs zeige ich noch demonstrative Gelassenheit, diskutiere, versuche, zu überzeugen. Nein, nein. Hitler bad man. Very bad. Ich vergleiche Hitler mit Assad, was kurz Wirkung zeigt, aber nie lange anhält. Hitler not good?, fragen sie dann mit enttäuschten Gesichtern. Ein Bärtiger, der uns besucht und den ich noch nie gesehen

habe, lässt mich meine Beherrschung verlieren: „Salam Aleikum, magst Du Adolf H....“ Ich lasse ihn nicht ausreden, verstoße stattdessen gegen sämtliche Gebote syrischer Gastfreundschaft. Meine Schimpftirade trifft, wie sich schnell herausstellt, den Falschen: Es ist mein Gastgeber, der Chef meiner Islamisten-WG, der Anführer der Rebellen dieser Gegend, der unbekannte Drahtzieher, der mich nach Syrien schleusen ließ, der mir kostenlos Autos zur Verfügung stellt, samt Leibwache und Übersetzer. Der einzige Mensch hier, den ich auf gar, gar keinen Fall anmotzen sollte. Ich rechne mit Ärger. Aber er lächelt nur milde und entschuldigt sich, dass er mich gekränkt habe. Als Wiedergutmachung will er mir seine Pistole schenken. Und schon stecke ich im nächsten Dilemma. Immerhin ist das Thema Hitler damit vom Tisch.

Abends, wenn mal wieder der Strom und somit auch Facebook und Skype ausfällt, sitzen wir in Decken gehüllt um einen glühenden Ofen herum, trinken gesüßten Tee und führen lange Gespräche über den Krieg und die Zukunft Syriens. Auch hier höre ich immer wieder die Frage, die mir auf all meinen Reisen in Syrien gestellt wurde: Warum hilft uns niemand? Warum schaut die Welt dem Töten zu? Selbst Abu Ahmad, der Prediger, legt seinen Koran beiseite und beteiligt sich am Gespräch. Vielleicht, antworte ich, hat das mit dem schlechten Image zu tun, das die Rebellen haben, seitdem immer mehr Fanatiker nach Syrien einsickern, die eine Welt ohne Zwischentöne schaffen wollen und das Land aufteilen möchten in „halal“ und „haram“ – in erlaubt oder verboten, Freund oder Feind, Paradies oder Hölle. Radikale Islamisten und Salafisten, die aus Saudi Arabien, Ägypten oder Katar einsickern, auch aus Deutschland, England oder Australien, um in Syrien einen Heiligen Krieg zu führen. Viele von ihnen haben sich zur al-Nusra-Front vereinigt, dem verlängerten Arm

der irakischen Al-Qaida. „Nusra“ – das heißt eigentlich Rettung, Beistand. Aber die al-Nusra-Krieger verachten jeden, der den Islam anders interpretiert als sie.

„Ja, wir sind Islamisten weil wir an den Islam glauben. Aber wir lehnen den Islam der Extremisten ab! Das sind Verrückte“, sagt Abu Ahmad. Und schiebt hinterher: „Aber sie sind auch die einzigen, die uns helfen.“ Zustimmendes Nicken. „Ich will ein Syrien, in dem Alle gemeinsam friedlich leben, Sunnit, Schiiten, Alawiten, Kurden, Drusen, Christen. Und wir wollen Assad nicht gegen eine andere Diktatur eintauschen. Daftir haben wir nicht die Revolution begonnen“, sagt Amir.

Doch die Realität sieht düster aus. Die radikalen Islamisten, die neben Waffen auch Brot und Geld im Gepäck haben, laufen der verarmten und schlecht ausgerüsteten FSA den Rang ab. Heute weht in Städten wie Aleppo, Idlib oder Raqqa nicht mehr die säkulare Fahne der Rebellenarmee, sondern die schwarze Flagge der Islamisten. In den befreiten Gebieten des Nordens sichern al-Nusra oder Ahrar al-Scham inzwischen fast die komplette Grundversorgung der Bevölkerung, verteilen Essen, Medikamente, Heizöl – und drücken nebenbei den Menschen ihre Weltsicht auf. Die Extremisten bekommen Geld von Katar und islamischen Wohlfahrtsorganisationen, Assad vom Iran und der libanesischen Hisbollah. Nur diejenigen, die demokratischen Werten am nächsten stehen und die Revolution für mehr Gleichheit und Rechte begonnen haben, werden nicht unterstützt.

Eines Nachmittags steht Amir aufgeregter im Zimmer. Er trägt ein Barcelona-Trikot. Es ist Dienstag. Champions League, Viertelfinal-Rückspiel. „Magst du Fußball?“ fragt er. Ich nicke. „Real oder Barcelona?“, fragt er. „Bayern und ausnahmsweise Dortmund“, sage ich. Amir wirkt enttäuscht. „Na gut, dann schauen wir eben heute Dortmund und morgen Bayern. Du bist unser Gast.“ Den ganzen Nachmittag herrscht rege Betriebsamkeit. Amir muss den Besitzer eines Fernsehers überreden, Dortmund statt Madrid zu zeigen und die Paywall



»**Nos adiam Dignis ostr
ud tem Eraeseit nonse
Ame tue vei adiam**«

MAX MUSTER

für einen Bezahlsender hacken. Einen Generator brauchen wir auch. Den finden wir in einem Nachbardorf. Allerdings gäbe es da ein kleines Problem, sagt Amir. Wir müssten auf Schleichwegen einen Checkpoint der Armee umfahren. „Mafi muschkillah“, sagt Muhammad eins. Kein Problem. Dann quetschen sich fünf Männer in Fußball-Trikots, bewaffnet mit Kalaschnikows und Koran in das Auto. Als ich mit meiner schussicheren Weste dazukomme, klopfen sich die Fünf vor Lachen auf die Schenkel und zeigen mit dem Finger zum Himmel. Allah wird Dich schützen, heißt das. Dann brausen wir ohne Licht in die Nacht.

Zwanzig Minuten später sitzen wir im Wohnzimmer eines Rebellen-Kommandeurs. Es ist vollgepackt mit Kette rauchenden Malaga-Fans. Statt Bier gibt es Tee, statt Pizza Pistazien, religiöser Singsang statt Olé Olé. Auf Matratzen liegen ein paar verwundete Kämpfer. Einer hebt sein Hemd und zeigt stolz eine Wunde, die ihm die Kugel eines Scharfschützen zugefügt hat, glatter Durchschuss. Dortmund gewinnt in letzter Sekunde mit Drei zu zwei und am nächsten Morgen nimmt mich Amir mit auf den Berg. Dort kreist dieser Hubschrauber über uns wie ein wütendes Insekt.

Anscheinend kundschaftet der Pilot nur die Gegend aus, zieht über uns seine Kreise, sackt tiefer, beobachtet uns. Amir und Muhammad stört das nicht. Sie hüpfen im Kreis, preisen Allah, zielen mit ihren Gewehren auf den Hubschrauber, der langsam davon fliegt, und rufen hinterher, dass Assad ein Esel sei. „Hört auf mit dem Scheiß“, rufe ich. „Hast du Angst?“, fragt Amir. „Ja, verdammt“, sage ich. „Brauchst du nicht. Allah wird dich schützen oder wir kommen als Märtyrer ins Paradies.“

Wir fahren zurück nach Horsh Arab, wo Amir eine befreundete Familie besuchen will, und während wir im Vorgarten sitzen und Kaffee trinken, schlägt die erste Granate ein. Mit einem Pfeifen durchschneidet sie die Luft, explodiert ganz nah. Dann noch eine, und noch eine. Frauen laufen aus ihren Häusern, schleifen weinende Kinder hinter sich her und suchen Schutz in Kellergewölben oder in der Moschee. Auch Amir möchte plötzlich nicht mehr als Märtyrer direkt ins Paradies gebombt werden. „Allah“, ruft er und wir stürzen in den Frisörladen gegenüber. Dort quetsche ich mich mit drei anderen Männern in die winzige Toilette, während draußen die

Welt unterzugehen scheint. Die Einschläge kommen näher, in immer kürzeren Abständen. Eine Granate trifft ein Nachbarhaus, Staubwolken und Gesteinssplitter dringen durch die offene Tür herein. Wir husten, klammern uns aneinander, zucken bei jeder Detonation zusammen. Pfeifen. Bumm. Pfeifen. Bumm. Fünf, sechs, sieben Granaten, keine zwanzig Meter von uns entfernt. Die Wände des Barbiers zittern, meine Knie auch. Gedanken rasen durch mein Hirn: Wegrennen oder bleiben? Ist der sicherste Ort vielleicht hier, wo eben ein Geschoss einschlug? Oder kommt die nächste Granate genau an der Stelle herunter wie die letzte?

Plötzlich ist es still. Amir packt mich am Arm, zieht mich aus der Toilette zum Auto. Wir rasen aus der Stadt, auf einem Feld verstecken wir uns in einem Geräteschuppen. Eine Stunde dauert das Bombardement von Horsh Arab. Wie durch ein Wunder wird niemand verletzt oder getötet. „Al-Hamdu li-lah“, sagt Amir und

